

WÜRTTEMBERGISCHE GESELLSCHAFT
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTEN

DAS BILDUNGS-
UND WISSENSCHAFTSIDEAL
IM ALTERTUM

VON

PROF. DR. W. GRAF UXKULL-GYLLENBAND

★

MIT EINER EINLEITUNG
PROBLEME DER UNIVERSITÄT

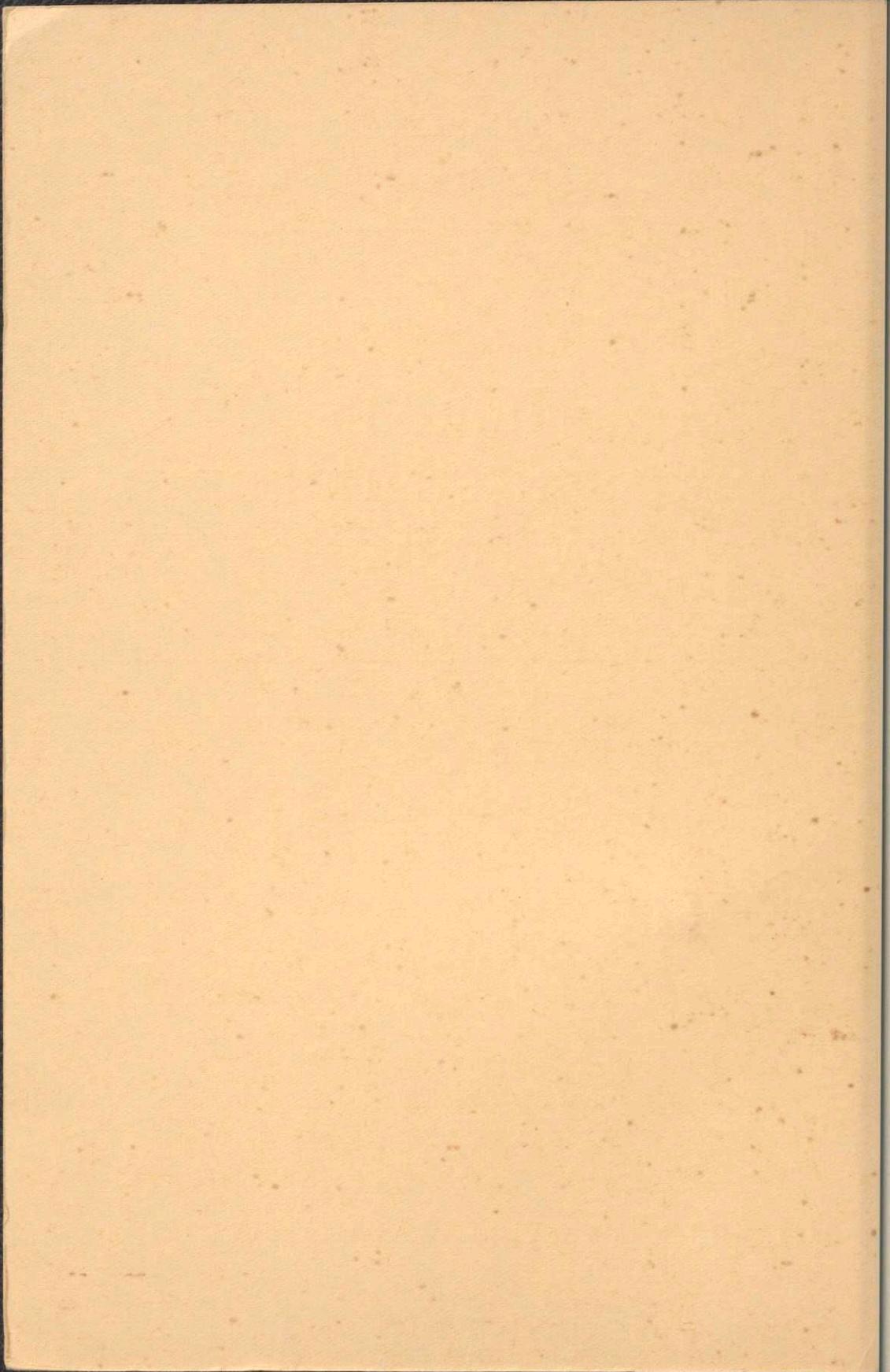
VON

PROFESSOR DR. PAUL SIMON

0

1929

HAMMER, VERLAG, STUTTGART 1933





I

DIE UNIVERSITÄT

UND IHRER GEGENWÄRTIGEN

UND BEDEUTUNG

IN DER GEGENWÄRT

VON

DR. phil. phil. phil.

DR. phil. phil. phil.

ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTEN
VON FÜRSTENBERG UND GEBELSDORF

ÖFFENTLICHE VORTRÄGE DER UNIVERSITÄT
TÜBINGEN WINTERSEMESTER 1932/33

DIE UNIVERSITÄT
IHRE GESCHICHTE, AUFGABE
UND BEDEUTUNG
IN DER GEGENWART

WÜRTTEMBERGISCHE GESELLSCHAFT
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTEN

DAS BILDUNGS-
UND WISSENSCHAFTSIDEAL
IM ALTERTUM

VON

W. GRAF UXKULL-GYLLENBAND

MIT EINER EINLEITUNG
PROBLEME DER UNIVERSITÄT
VON PAUL SIMON

W. KOHLHAMMER, VERLAG, STUTTGART

1933

01929

Institut für Altertumskunde

Inv. No. 15465

Der Vortrag wurde gehalten

am 2. November 1932

★

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart / Printed in Germany

Probleme der Universität.

Von Paul Simon.

Die deutsche Universität — ich kann nur von der deutschen Universität reden, weil die Organisationsformen der Universität in allen Ländern verschieden sind — hat im 19. Jahrhundert ein relativ ruhiges und unangefochtenes Dasein führen können. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Universitäten unbestritten die Träger des nationalen Geistes und der Kräfte, die im Volk lebendig waren. Den Erneuerern der deutschen Universität war es „selbstverständlich, daß Wissenschaft und Weltanschauung eine große Einheit bilden, die Philosophie konnte damals die ganze Universität durchdringen, und was die Fachwissenschaftler als wissenschaftliche Weltanschauung in sich trugen, wurde von den Philosophen, die damals zugleich Philosophieprofessoren waren, in hellstem Bewußtsein entwickelt, repräsentiert und von der universitas anerkannt“¹⁾. Freilich waren die Träger des deutschen Kulturbewußtseins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz andere als heute, sowohl der soziologischen Schicht wie der geistigen Haltung nach. Der Aufschwung der Wissenschaften, vor allem der Naturwissenschaften, und der Siegeszug der exakten Methode, der für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch ist, ließen die Pflegestätten dieser Wissenschaften, also zunächst die Universitäten als eine Hochburg des Fortschritts erscheinen, obwohl sich die Universitäten mehr und mehr dem Volksbewußtsein entfremdeten. Die ursprünglichen Organisationsformen der Universität, d. h. die Gliederung in Fakultäten, die Selbstverwaltung, die Universitätsexamina waren zwar dieselben geblieben wie zu Beginn des Jahrhunderts, als die preußische Unterrichtsverwaltung im Geiste Humboldts und Schleiermachers die neue Universität Berlin gründete; ja es schien sogar, als ob Geist und Verfassung der älteren Universität wieder lebendig geworden sei. Aber das innere Leben der sich mehrenden Institute, oder um ein ganz barbarisches Wort zu brauchen, der wissenschaftliche Betrieb, sprengte fast den Rahmen, der wie ein allzu enges Kleid dieses Leben zu umspannen suchte. In Wirklichkeit war es auch etwas ganz Neues, was in diesen Instituten sich offenbarte. Denn man kann nicht behaupten, daß die ständige Erweiterung, die sich im deutschen Hochschulwesen vollzog, aus dem Geist der Universität hervorging. Es waren vielmehr ganz andere Gründe, die diese Entwicklung vorwärts trieben. Dem Außenstehenden konnte es allerdings so scheinen, als ob hier organisch aus dem Universitätsgeist heraus durch Differenzierung der Wissenschaften sich ein neues ungeahntes Leben entfaltete, und der Geist, aus dem die Universitäten heraus geboren wurden, sich in immer neuen Formen offenbarte. In Wirklichkeit lagen die treibenden Kräfte der ständigen Differenzierung und Neugruppierung der Wissenschaften z. T. außerhalb des wissenschaftlichen Bereiches: in Technik, Wirtschaft und soziologischer Umschichtung. Dazu kam, daß die Wissenschaft sich scheinbar sofort in wirtschaftlichen Nutzen umsetzte — das war bei den Naturwissenschaften mehr und mehr der Fall —, ein Erfolg, an den bis dahin, d. h. im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten, sicher niemand gedacht hätte. Das Ansehen der Institute, in denen die Wissenschaft getrieben wurde, bekam dadurch einen ganz besonderen Wertakzent. Jedenfalls lebte die Universität und die ihr gleichgeordneten Hochschulen so im Bewußtsein des Volkes: sie waren nicht nur die Stätten traditioneller Vornehmheit, sondern auch die Stätten, von denen man Ströme geistigen Glücks und öffentlicher Wohlfahrt erwartete. Es war also mit anderen Worten nicht der Typus des Weisen, der im Bewußtsein des Volkes die Universität repräsentierte, auch nicht der Gelehrte, der in seiner Studierstube lebensfremden Problemen nachging, sondern es war vor allem der Mann des Laboratoriums, dem es gelingen mußte, die ungeahnten Kräfte der Welt zu binden und rechnerisch so zu erfassen, daß sie wirtschaftlich nutz-

1) Karl Jaspers, Die Idee der Universität. Berlin 1923. S. 61.

bar gemacht werden konnten. Technik und Wirtschaft beeinflussten die Hochschulen und Hochschulinstiute, und man kann bis in die neueste Zeit hinein die Bedeutung der Wissenschaft für die Wirtschaft preisen hören²⁾. Das 19. Jahrhundert war darin der Aufklärung verpflichtet, daß das Wissen unbestritten als der vornehmste Wert galt, und weil an den Universitäten scheinbar alles an diesem letzten und höchsten Wert orientiert war, erstrahlten sie in einem magischen Glanz. Nun machte sich freilich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Umschwung bemerkbar, da ein leiser Skeptizismus die Wertstellung des „Wissens“ beeinträchtigte. Dazu kam, daß die Wissenschaften selbst notwendigerweise ihre wissenschaftlichen Grundlagen in Frage stellen mußten; die völlige Voraussetzungslosigkeit, die man postulierte, wurde bald fragwürdig. Voraussetzungslosigkeit erwies sich als ein verstaubtes Erbstück einer allzu liberalistischen Denkweise. Die Verpflichtung einzig und allein der Wahrheit gegenüber, die den Gelehrten bindet, befreit ihn nicht von seinen menschlichen und weltanschaulichen Voraussetzungen, ebensowenig wie von den objektiven Voraussetzungen der Sachgebiete. Die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Fachschulen wissenschaftlichen Charakters außerhalb der Universität entstanden und daß man diesen Fachschulen (Technischen, Landwirtschaftlichen, Tierärztlichen usw. Hochschulen) Universitätsverfassung und -rang, dazu das Promotionsrecht verlieh, zeigt deutlich, daß entweder der Rahmen der Universität nicht mehr geeignet war, die Gesamtheit der Wissenschaften zu umfassen, oder das Wesen der Universität nicht mehr richtig verstanden wurde. Jedenfalls ist es ein Irrtum, daß man ausgesprochene Fachschulen, deren Wert und besondere Aufgabe ich natürlich nicht bestreite, durch Verleihung einer Universitätsverfassung zu einer Fach-„Universität“ machen könne. Die ständige Erweiterung des Wissens und der Wissenschaften trug dazu bei, daß der Charakter der Erkenntnis immer mehr in Frage gestellt wurde. Wenn auch das Volk von diesen Erschütterungen zunächst wenig wahrnahm, so mußte doch eine gewisse seelische Verödung auch außerhalb der Universität den Zweifel an der Wirkungskraft des Wissens aufkommen lassen. Die Katastrophe des Weltkriegs machte diese Krise offenbar und ließ den Glauben an die Magie des Wissens in den weitesten Kreisen wankend werden. Diejenigen, die von der Wissenschaft und wissenschaftlichen Bildung ungeahnte seelische Bereicherung erwartet hatten, sahen sich in den Zeiten des Zusammenbruchs schwer enttäuscht. Die ganze europäische Kultur hatte im 19. Jahrhundert ihre Hauptgestalt in der Wissenschaft gefunden, aber das Wissen hatte nicht vermocht, den Zusammenbruch der Kultur zu verhüten; es hatte im Gegenteil die Waffen geschmiedet, um diese Kultur gründlich zu zerstören.

Auch die Stellung der Universität und der Hochschulen wurde durch die Krise der Wissenschaft beeinträchtigt. Die vornehmste Aufgabe der Universität, die Erforschung der Wahrheit, schien durch die Entwertung des Wissens und durch den Pessimismus bezüglich der Erreichung der Wahrheit mit entwertet zu sein. Hatte man noch zu Beginn, ja noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts von der unausgesprochenen Erwartung gelebt, daß die Wissenschaften in ihren Endresultaten einmal zusammenkommen und zu dem Aufbau eines großen Weltbildes beitragen würden, so mußte am Ende des Jahrhunderts diese Erwartung der Erkenntnis weichen, daß ein solches Konvergieren der Wissenschaften in unendliche Ferne gerückt war.

Es ist selbstverständlich, daß die Universität dem Wandel der Geschichte nicht entzogen ist. Die Zeitlosigkeit menschlicher Einrichtungen, auch wenn sie uralte sind, ist nur eine scheinbare. Die Wahrheit ist sicher zeitlos, wenn sie eine echte Wahrheit ist, und dann von allem Wechsel der gesellschaftlichen und politischen Formen unberührt. Aber die Aufgabe der Uni-

2) Vgl. dagegen das Wort Chamberlains: „Reine Wissenschaft (im Gegensatz zur industriellen) ist ein edles Spielzeug: ihr großer geistiger und sittlicher Wert beruht zum nicht geringen Teil gerade darauf, daß sie nichts ‚nützt‘.“ (Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. I. S. 270.)

versität und der in ihr wirkenden Forscher, also der lebendigen Menschen eines Zeitalters, die Wahrheit mit allen Kräften zu erforschen —, ist mit den Zeitverhältnissen, den Gesellschaftsformen, dem Volksbewußtsein und den staatlichen Aufgaben auf das innigste verknüpft. Selbst wenn eine Institution wie die Universität ihrer Idee und Aufgabe nach ewig dieselbe bliebe, würde sie doch in ihren Formen und Methoden, in ihren Wissenszweigen und in ihren Resultaten die Struktur des Zeitalters und den Volksgeist spiegeln. Die im Mittelalter gegründete Universität als die korporative Vereinigung der Lehrer und Schüler innerhalb der christlichen Welt, die die Vertretung des universalen Wissens sein wollte, hat zwar die äußeren Formen der abendländischen Universität festgelegt, sie war aber in erster Linie eine Institution, die sowohl in ihrem äußeren Aufbau wie in ihrem inneren Leben den Geist des universalistisch gerichteten Mittelalters atmete. Die Fragen, die diese Zeit bewegten, und zwar leidenschaftlich bewegten, waren ganz andere als die der Renaissance; aber die mittelalterliche Universität mußte die für ihre Zeit belangreichen Fragen lösen oder zu lösen versuchen. Das einigende Band dieser Institution war offenbar die Ausrichtung auf ein Ideal der Wahrheit und der Wissenschaft. Die äußeren Formen der Universität bekamen schon zur Zeit der Renaissance einen anderen Inhalt, als ein neues Wissens- und Bildungsideal im Bewußtsein der abendländischen Menschheit lebendig geworden war. Zur eigentlichen Stätte des umfassenden Wissens wurde dagegen die Universität erst infolge der ungeahnten Entwicklung der modernen Wissenschaften, die freilich schon grundgelegt war durch den seit der Renaissance einsetzenden Wandel im Wissenschaftsideal. Die Schätzung und Wertung des Wissens zu einer Zeit, wo man glaubte, das innere Wesen der Welt und die geistige Weltordnung selbst zu erkennen, ist eine andere als zu der Zeit, wo es gilt, in erster Linie die Erscheinungen so zu ordnen, daß man die Welt praktisch handhaben und beherrschen kann. Auch in dem letzteren Fall ist die Ausrichtung auf die Wahrheit nicht ausgeschlossen. Aber der Wertakzent bei den Wissenschaften hat sich unmerklich verschoben, und die Werthierarchie der Wissenschaften ist zweifellos in der modernen Zeit eine andere, als sie im Mittelalter gewesen ist. Man braucht nur an die offenkundige Mißachtung jeglicher Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu denken.

Die historische Entwicklung der Universität wurde natürlich durch ihre Leistung mitbeeinflußt, die darin bestand, daß sie dem Staat und der Kirche Beamte und Diener lieferte. Eigentlich war in der Universität von Anfang an dadurch eine gewisse Problematik geschaffen, daß sie in ihrer Zielsetzung zunächst an die Wissenschaft und das Leben der Universität dachte; denn das von der Universität geforderte Magisterexamen berechnete zum Eintritt in den Stand der Lehrenden. In Wirklichkeit haben auch im Mittelalter die Mehrzahl der Studierenden den Weg in die Welt zurückgefunden, aber der Idee nach war die Universität doch zunächst die freie unabhängige Korporation, der es nur um Wissenschaft und Wahrheit zu tun war, also eine feudale Ordnung, die ihren Zweck und ihren Sinn in sich selbst trug. Da aber von den großen Stätten der Bildung, von Paris, Bologna, Salerno alsbald die dort gebildeten Magister wieder in ihre Heimat zurückkehrten und Aufgaben in der Gesellschaft übernahmen, so entschlossen sich schon frühzeitig die Territorialfürsten, selbst Universitäten zu gründen, um dadurch für die Vorbildung ihrer Untertanen, die ihnen einmal dienten, Sorge zu tragen. Aber erst in der Neuzeit tritt die Vorbildung der Beamten beherrschend in den Mittelpunkt des Hochschulwesens, zumal nachdem das Schulwesen eine geradezu unwahrscheinliche Entwicklung nahm und andererseits der Staat mehr und mehr auch die Vorbildung der freien Berufe normierte. Freilich trat auch die im 19. Jahrhundert gegründete Universität noch mit dem Anspruch, nur der Wahrheit und der Wissenschaft zu dienen, ins Leben. Die Wahrheit allein soll der Wertmaßstab all ihrer Arbeit sein und die Erforschung der Wahrheit das organisierende Prinzip der Lehrer-

und Schüलगemeinschaft. Der ideale Abschluß des Schülerdaseins an der Universität ist nach wie vor die eigene wissenschaftliche Leistung, die an irgendeiner Stelle einen Baustein zum Fortschritt der Wissenschaft beiträgt. In Wirklichkeit aber wurde die Ausbildung in einem Fachwissen für die Mehrzahl der Studierenden, und man darf wohl hinzufügen, mit jedem Jahr in größerem Umfang, das erstrebte Ziel; ein Wissen, das am Ende des Studiums in einem Staatsexamen nachgewiesen wird, um so den Anforderungen des Staates für eine von ihm zu verleihende Stelle zu genügen. Mit anderen Worten, die Mehrzahl der Studenten, wir dürfen heute ruhig sagen 95 %, kommen zur Universität, um ein bestimmtes Wissen in sich aufzunehmen, mit dem sie am Schluß ihrer Studien vor die staatliche Prüfungskommission treten können, ohne daß sie vom Geist der Forschung auch nur im geringsten berührt zu sein brauchen, auch ohne daß ihnen die Stellung ihrer Wissenschaft im Gesamtkosmos der Wissenschaften klar zu sein braucht, auch ohne daß sie um die inneren Prinzipien ihrer Wissenschaft wirklich wissen müßten; und doch wird das ganze Leben der Universität auch heute noch so eingerichtet, als ob die Forschung das erste Ziel von Lehrern und Schülern wäre. Das innere Leben einer Institution, die so sehr an ihre Idee gekettet ist wie die Universität, muß naturgemäß durch eine solche Strukturveränderung in eine latente Krise hineingeraten. Zwar haben diese Spannungen zwischen einer freien Körperschaft des Geistes und einer Staatsanstalt noch nicht zu offenen Konflikten geführt, aber es mußte sich im Bewußtsein derer, die zur Universität gehen, eine andere Anschauung von der Universität festsetzen, als sie bis dahin gültig war. Der immer größer werdende Bedarf an Beamten mußte diese Spannung verstärken; dazu kam, daß aus soziologischen Gründen immer mehr Stände das Verlangen hatten, an der Universitätsbildung teilzunehmen, um dem Stand damit das auszeichnende Prädikat „akademisch“ zu gewinnen. Man hat die kaiserliche Maßnahme, die den verschiedenen Schulgattungen im Jahr 1891 gleichermaßen den Weg zur Universität öffnete, als einen notwendigen und bedeutenden Fortschritt gepriesen³⁾ — vielleicht lag diese Maßnahme innerhalb der Entwicklung des höheren Schulwesens, wie sie im Lauf des Jahrhunderts notwendig geworden war —, aber es ist nicht zu verkennen, daß dadurch ein neues Element in die Universität hineingetragen wurde, dessen Auswirkungen auch heute noch nicht zu übersehen sind. Man hat das alte Gymnasium als Gelehrtschule bezeichnet und in seiner Bildung die besondere Voraussetzung für die Universitätsbildung, d. h. für die gelehrte Forschung gesehen. In der Tat war die Universität von dem Geist der alten Gymnasien in hohem Maß abhängig. Die Einheitlichkeit dieses Geistes verbürgte auch eine Einheitlichkeit des Strebens und Forschens an der Universität. Wahrscheinlich sind die Spannungen eines großen Teils der zur Universität strebenden Jugend aus dieser Uneinheitlichkeit der Vorbildung und einer gewissen Fremdheit gegenüber dem Geist der Universität zu erklären. Zwar ist humanistische Bildung keine Weltanschauung; aber sie hat fast immer die Funktion einer Weltanschauung erfüllt. Darum ist die Feindschaft gewisser Parteien gegen die humanistische Bildung durchaus verständlich. Je mehr Studierende zur Universität kommen, die nur ein bestimmtes Fachwissen und einen Berechtigungsschein erwerben wollen, und je uneinheitlicher die Vorbildung derer ist, die an der Universität eine bestimmte Bildung suchen, desto stärker müssen die Probleme, die im Wesen der Universität liegen, lebendig werden. Es ist verständlich, daß diejenigen, die nur ein Fachwissen suchen, unbefriedigt von der Universität scheiden, wo dieses Fachwissen nicht in fertigen Formen und unabänderlichen Lehrsätzen geboten wird, sondern immer nur in der Form der mit Forschung verbundenen und darum ständig neu werdenden Lehre. Wie kann man in der Universität die geistige

3) Vgl. Paulsen, Das Prinzip der Gleichwertigkeit der drei Formen der höheren Schule. Gesammelte Pädagogische Abhandlungen. (Herausgegeben von E. Spranger.) Stuttgart und Berlin 1912. S. 262 ff.

Heimat der Seele erblicken, wenn man sie nur widerwillig absolviert, um zu einem bürgerlichen Beruf zu kommen? Die vielen, die zur Universität kommen, nur in dem einen Gedanken, sie möglichst schnell mit einem Zeugnis wieder zu verlassen, werden allmählich die Stellung der Universität im Bewußtsein des Volkes gefährden. Würde die Universität nur darin leben als die Ausbildungsstätte der künftigen Beamten, so würde sie im Bewußtsein des Volkes auf die Stufe der Schule herabsinken.

Man kann natürlich die Frage stellen, ob es in dieser Lage überhaupt einen Sinn hat, die Idee der Universität als einer Stätte, deren Leben nur orientiert ist an dem Wert der Wahrheit, festzuhalten. Diese kritischen Bedenken haben oft in der Neuzeit zu dem Gedanken geführt, alle Beamten- und Berufsausbildung entschlossen bestimmten Fachschulen zuzuweisen; also darauf zu verzichten, die künftigen Lehrer zu gelehrten Philologen, Naturforschern und Mathematikern oder Historikern zu erziehen, ihnen dagegen ein bestimmtes normiertes Maß von Wissen mitzugeben, mit dem sie in der Schule arbeiten können.

In seiner umfangreichen Abhandlung „Universität und Volkshochschule“ hat Max Scheler diesen Vorschlag sehr energisch aufgenommen und behauptet, daß es im Zuge der Entwicklung liege, die Tatsache anzuerkennen, daß die „universitas“ gar nicht mehr bestehe, sondern nur noch eine Summe von Fachschulen. „Das also ist der erste fundamentale Widerspruch in unserer Universität von heute, daß sie de facto unter dem Druck der Verhältnisse gar nicht mehr ‚universitas‘ ist, sondern eine Summe von Fachschulen; daß sie gleichwohl aber nicht Fachschule sein will, sondern Erziehungsstätte durch Forscher für Forscher. Sie wurde ‚eine verschämte Fachschule‘, eine Fachschule mit ‚schlechtem‘, nicht mit gutem Gewissen 4).“ Es ist also mit andern Worten das Problem der Vereinigung von Forschung und Lehre in der Universität, das die Quelle aller andern kritischen Fragen ist, die an die Universität gestellt werden. Wenn wirklich die Spannung so groß ist, wie Scheler meint und im Anschluß an ihn auch andre Forscher, so wirkt sich das verhängnisvoll aus sowohl für den Lehrer und Forscher als für den auszubildenden Studenten. „Selten“, so sagt Scheler, „hat sein (des Professors) Geist Gegenwarts- und Wirklichkeitskontakt genug, um gerade das zu sagen, was die Berufsbildung erheischt. Die für die Berufsbildung so wichtige Charakter-, Willens- und Herzenseinstellung in der spezifischen Berufshinsicht (Richtercharakter, ärztlicher Charakter) wird wenig gepflegt. Kleine Gelehrte ohne Weltkontakt und leere Intellektualisten, denen unverdautes und im Berufe unanwendbares gelehrtes Wissen im Bauche klappert, verlassen so in Mengen die Universität. An Wissen reich, an Stellungnehmenkönnen und an Verantwortlichkeits- und Mitverantwortlichkeitssinn für diese Stellungnahme arm — das ist der Eindruck, den unsere die Universität verlassende akademische Jugend leider so oft dem objektiven Auge macht 5).“ Wir wollen die Schwierigkeiten, die von Scheler hervorgehoben werden, nicht verkennen. Die immer mehr gesteigerten Anforderungen an die Fachausbildung, die den Studenten heute vielfach zwingen, sein Pensum zu absolvieren und zu lernen, wie er es an der Schule gewöhnt war, um dem Examen gerecht zu werden, lassen irgendwelche Freiheit in der Ausbildung gar nicht aufkommen. Die Folge davon ist, daß er von dem Ethos der Wissenschaft und wissenschaftlichen Forschung vielfach unberührt bleibt. Andererseits werden die Professoren zum Teil so mit Pflichtkollegen belastet, daß sie zu eigener Forschung kaum noch Zeit gewinnen. Es fragt sich, ob dem Übelstande dadurch am besten abgeholfen wird, daß man Forschung und Lehre entschlossen trennt. Der Sinn der Universität war ja eigentlich der, daß gewissen Berufsständen innerhalb des nationalen Ganzen eine wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden sollte. Das Ziel dieser wissenschaftlichen Ausbildung sollte die Heranführung der

4) Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft. Leipzig 1926. S. 497.

5) a. a. O. S. 498.

Studierenden an die Probleme der Wissenschaft sein. Man wird auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht daran gedacht haben, daß der größte Teil der Studierenden einmal innerhalb der wissenschaftlichen Forschung tätig sein werde. Aber man war doch der Überzeugung, daß es Berufsstände gäbe, deren Bedeutung im Volksganzen so groß sei, daß das wichtigste Ferment in ihrer Ausbildung das Ethos der objektiven Wahrheitsforschung sein müßte. Es konnte sich also nur um Stände handeln, die auch im praktischen Berufsleben zu durchaus selbständiger Stellungnahme gegenüber den Fragen der eigenen Wissenschaft berufen waren, und deren Aufgabe es sein mußte, nicht nur tradierte Sätze weiterzugeben oder im engsten Sinne des Wortes anzuwenden, sondern in einer gewissen theoretischen Haltung selbst gegenüber der eigenen Wissenschaft die Möglichkeit freier Entscheidung zu haben. Daß zunächst die Zahl dieser Stände den alten vier Fakultäten entsprach, beruht gewiß nicht auf Zufall. Ob es andererseits notwendig war, immer mehr Stände an die Universitätsbildung heranzuführen, ist eine Frage, die hier nicht gelöst werden kann, zumal da ein Zurückschrauben der geschichtlichen Entwicklung nicht möglich ist. Der Wert der Verbindung zwischen Forschung und Lehre beruht auf der Wertstellung der Wahrheit und der Wahrheitsforschung. Auch innerhalb des Volksganzen müssen die objektiven Werte in ihrer Rangordnung eine feste Stelle einnehmen. Die Stände werden, soweit es wirklich Stände gibt, durch Werte fundiert. Wenn heute die Stände vielfach nach dem Maße ihres Einkommens beurteilt werden, so ist das nur ein Zeichen für das allmähliche Schwinden des geordneten Wertbewußtseins. Aber die Gesundheit eines Zeitalters, auch die biologische, hängt davon ab, daß sich das Volk zeitwert oder unbewußt der objektiven Rangordnung der Werte und Zwecke unterordnet. Auch die Wahrheit ist ein solcher Wert, der zudem noch einen wirklichen Stand innerhalb unserer ständelosen Zeit repräsentiert, wenigstens solange die Lehrer der Wahrheit wirklich ohne Menschenfurcht „Zeugnis für die Wahrheit“ ablegen. Das Forschen nach Wahrheit erfordert einen hohen Grad von Verantwortungsbewußtsein und Willen zur Objektivität. Selbstverständlich ist dieses Verantwortungsbewußtsein an Menschen und menschliche Charaktere gebunden. Es ist nie in abstracto und in losgelöster Form vorhanden, aber es ist die Grundlage wissenschaftlicher Forschung, die auch vor unbequemen Resultaten nicht zurückschreckt. Wir lassen die Frage ganz beiseite, ob es eine objektive Wahrheit für die Wissenschaft wirklich gibt; jedenfalls ist alle echte Forschung von einer Leidenschaft zur Wahrheit beseelt. Von diesem Ethos wissenschaftlicher Forschung soll auch der Student berührt werden. Es wird nicht von ihm verlangt, daß er ein Forscher im selben Sinn wie sein Lehrer werde, aber es wird von ihm erwartet, daß er nicht nur die oder einige Resultate seiner Wissenschaft als sicheren Besitz seines Gedächtnisses mit in die Praxis nimmt, sondern daß er mehr von dem Geist der Wissenschaften als von den einzelnen Resultaten geformt mit einem leidenschaftlichen Wollen für das Echte und Wahre in die Welt hinaustritt. Daß ihm beim Verlassen der Universität viele positive Kenntnisse noch abgehen, soll ihm von vornherein bewußt sein; gerade darauf beruht der Wert des akademischen Standes, daß der die Universität verlassende Akademiker nicht fertig ist, sondern nur die nötige geistige Formung bekommen hat, um das, was ihm an Einzelwissen fehlt, sich selbständig anzueignen. Für den akademischen Lehrer muß andererseits mit der Forschung die Lehre auf das engste verbunden sein. Es gibt natürlich Forscher, die schlechte Lehrer sind, wie es umgekehrt glänzende akademische Lehrer gibt, deren Leistungen für die Wissenschaft bedeutungslos sind. Das ideale Gleichgewicht der beiden Eigenschaften wird selten in die Erscheinung treten, ebensowenig aber die genannten Extreme. Wissenschaftliche Forschung ist nicht mit Genialität zu verwechseln, und es kann auch jemand ein großer Gelehrter sein, ohne Geist zu haben. Aber im normalen Fall wird der Forscher durch den Zwang zur Formulierung, durch die Notwendigkeit, den Schüler an seiner Gedankenfolge teilnehmen zu lassen, zu immer

neuem Durchdenken und zum Ringen um Klarheit angetrieben. Andererseits muß die Forschung sein Lehren mit Leben und Anschaulichkeit im allgemeinsten Sinne erfüllen. Es ist ein Idealfall, wenn Forschung und Lehre gegenseitig den größten Nutzen auseinander ziehen. Aber der Sinn dieser Vereinigung darf nicht verloren gehen. Ebensowenig darf der Grundsatz außer acht gelassen werden, daß für die Studierenden diese Vereinigung nur dann wertvoll ist, wenn in der Tat dem betreffenden akademischen Stande das Ethos zur wissenschaftlichen Objektivität unentbehrlich ist. Man muß das Wort wissenschaftlich in diesem Satz unterstreichen, weil heute so viel von der Führeigenschaft der Akademiker die Rede ist. Führeigenschaften entstehen nicht durch wissenschaftliche Forschung. Sie sind entweder angeboren oder nicht — trotz aller möglichen Entwicklungsfähigkeit solcher Eigenschaften. Ja man darf sogar hinzufügen, daß echt theoretische Einstellung der politischen Füherschaft im heutigen Sinne abträglich ist. Der Satz Platons, daß nur dann die rechte Ordnung im Staate herrscht, wenn die Weisen die regierende Füherschicht darstellen, besagt dagegen nichts, denn er will ja auch nur einen Idealfall bezeichnen, in dem der alle Zusammenhänge durchschauende und auf letzte Wahrheit und letzte Güte bezogene Philosoph die objektive Wertordnung im Staate aufzurichten und zu erhalten gewillt ist.

Die Verbindung von Forschung und Lehre hat sicher für die Entwicklung der deutschen Hochschulen die größte Bedeutung gehabt, und es würde eine Verarmung bedeuten, wenn man sie auseinanderreißen würde. Freilich darf man nicht dabei im unklaren sein, daß die Mißstände, die oben geschildert wurden, abgestellt werden müssen.

Das Problem der Vereinigung von Forschung und Lehre, das vor allem durch die Heranbildung des Beamtennachwuchses akut geworden ist, führt von selbst zu der Frage nach dem Verhältnis von Universität und Staat. Daß die Universität heute Staatsanstalt ist und in jedem Betracht vom Staate abhängig, ist ein Resultat der historischen Entwicklung. Dabei wurde bis in die neueste Zeit hinein der Gedanke der korporativen Freiheit und Selbständigkeit aufrechterhalten. Bekanntlich hat das Wort Freiheit keinen eindeutigen begrifflichen Inhalt. Freiheit der Wissenschaft und Freiheit der Universität ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aufgefaßt worden. Die Freiheit der Wissenschaft im idealistischen Zeitalter war stark belastet vom Aufklärungszeitalter her, das dem optimistischen Glauben huldigte, daß ungebundenes, durch keine Überzeugung eingegengtes Forschen die einzige Voraussetzung zur Erreichung der Wahrheit sei. Die korporative Freiheit der Universität dagegen bedeutet, daß sie wie ein echter Selbstverwaltungskörper ihre Aufgaben und Ziele selbst bestimmt, ihre Entwicklung selbst vorwärtstreibt und die notwendige Ergänzung des Lehrkörpers selbst vornimmt. Die korporative Freiheit ist auf das engste verbunden mit der uneingeschränkten freien Verfügung über die materiellen Subsistenzmittel der Universität. Diese völlige Freiheit in der Selbstverwaltung hat bekanntlich nur im Mittelalter bestanden und auch da nur kurze Zeit. Am nächsten kommen diesem mittelalterlichen Typus noch die alten englischen Universitäten. Daß die deutschen Universitäten keine vollkommene korporative Freiheit haben, liegt klar zutage. Auch ist die Entwicklung und der Fortschritt der Wissenschaften nicht nur auf die Initiative der Universität zurückzuführen. Die Erweiterung der Lehraufgaben, die Gründung neuer Lehrstühle und die Einführung neuer Wissenszweige war sogar in den meisten Fällen der staatlichen Verwaltung zu danken, eben weil der Staat durch immer neue Aufgaben gedrängt, für bestimmte Beamtengruppen Bildungsmöglichkeiten schaffen mußte. Das führte in vielen Fällen zu starken Eingriffen des Staates in das Gefüge der Universität. Vom Staate wurden die Forderungen für die Examina normiert, die Pflichtkollegien für die Studenten festgesetzt, sogar die Art des Unterrichts geregelt; alles Eingriffe, die die Freiheit und Selbständigkeit der Universität in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen.

Man könnte also die Frage stellen, was die freie Selbstverwaltung überhaupt noch innerhalb der Universität bedeuten kann. Die Universität hält trotz des geringen Maßes an Freiheit an der Selbstverwaltung fest. Zunächst, weil sie glaubt, daß die Institution, deren eigentlicher Zweck wissenschaftliches, also theoretisches Leben ist, ein gewisses Maß von Freiheit besitzen muß, und zwar von korporativer Freiheit, die in diesem Fall ihren Ausdruck in der Selbstverwaltung findet, damit das Leben des Geistes wirklich existieren und sich entfalten kann. Diese institutionelle Freiheit soll ein bestimmtes Maß von persönlicher unantastbarer Freiheit und die Abwesenheit von unnötigen Reglementierungen garantieren. Institutionen, bei denen alles bis in die Einzelheiten geregelt ist, können für das Leben der Nation durchaus Bedeutung haben. Niemand wird diese Bedeutung den Volksschulen und den sogenannten höheren Schulen absprechen wollen — und doch sind in diesen Schulen die Stundenpläne bis in alle Einzelheiten geregelt; ja sie sind sogar in höheren Schulen viel zu viel geregelt, denn auch der Geist, den man dort durch Reglementierungen schaffen will, kann nur aus Gesinnungen entspringen und nicht aus staatlichem Zwang. Aber bei der Universität handelt es sich ja darum, daß die objektive Macht der Wahrheit, die sich in der Geschichte immer noch als stärker erwiesen hat als alle brutale Gewalt, innerhalb der institutionellen Grenzen noch Männer findet, die sich, gestützt auf ihre Freiheit, auf ihre garantierte Unantastbarkeit, dieser Wahrheit ohne Rücksicht auf Menschen zu beugen gewillt sind. Dazu kommt, daß die Universität ihrer Idee nach auch dem wissenschaftlichen Genie Raum schaffen muß. Wissenschaftliche Begabungen lassen sich nicht durch institutionelle Maßnahmen hervorbringen, auch nicht durch noch so glänzend ausgestattete Laboratorien. Um aber auch dem wissenschaftlichen Genie Raum zu schaffen, muß ein gewisses Maß organisatorischer Freiheit in der Universität bestehen bleiben. In den Zeiten, wo weder diese innere Lebensfreiheit in der Universität gestattet war, noch auch die äußere Lebensmöglichkeit für die Gelehrten genügend unterbaut war, haben sich die großen Gelehrten alle außerhalb der Universität entwickelt. Zwischen Thomas von Aquin oder Duns Scotus und Kant hat kein großer Philosoph der Universität angehört. Sehr beachtenswert ist, was Jaspers über diese innere Freiheit der Universität sagt: „Es ist für die Großen, welche immer zunächst im Gegensatz zu Umwelt und Zeit existieren, wünschenswert, daß die Institutionen und Organisationen nicht ganz durchgreifend werden, daß Lücken bleiben, daß noch ganz individuelle unberechenbare Lebensläufe möglich sind, daß Menschen noch auf eigene Gefahr Neues wagen können. Eine vollkommene Organisation und Auswahl aller Menschen, welche eine dauernd vorgeschriebene Arbeit für die betreffenden Ziele mit sich brächte, würde bald zur chinesischen Erstarrung führen“⁶⁾.

Die innere Freiheit der Wissenschaft hängt zwar mit der äußeren korporativen zusammen, ist aber nicht mit ihr identisch. Daß diese Freiheit verschieden aufgefaßt wird, und daß diese Auffassungen durch gewisse philosophische Grundüberzeugungen bedingt sind, ist selbstverständlich. Jedenfalls bedeutet diese Freiheit nicht, daß ein Gelehrter sagen kann, was er will, und daß er in seinen Arbeiten keiner Bindung unterworfen sei. Diese Bindungen liegen einmal in seiner eigenen Überzeugung, dann aber auch in den Voraussetzungen, die seine Wissenschaft zu machen genötigt ist, Voraussetzungen sowohl gegenständlicher wie methodischer Art. Über alledem aber waltet als unantastbares Grundgesetz die Wahrheit. Nun wird man mir freilich entgegenhalten, daß ja gerade diese Wahrheit das ewig Gesuchte sei, und daß es deshalb unmöglich sei, an dieser gesuchten Wahrheit Forschung und Lehre zu messen. Dieser Einwand ist nur scheinbar richtig, denn in Wirklichkeit ist diese normierende Wahrheit, an der alles gemessen wird, was der Gelehrte treibt und sagt, der von uns Menschen sehr wohl erkannte objektive Wert der Wahrheit,

6) Karl Jaspers, Die Idee der Universität. S. 53.

den er als subjektive Norm in sein Gewissen aufnimmt. An dieser Subjektivität liegt es, daß er nicht in der Lage ist, jedem Irrtum zu entgehen, und daß es möglich ist, in immer neuen Kämpfen und in unermüdlicher Arbeit die Wahrheit zu suchen. Der Staat kann auch in diese Freiheit der Wissenschaft eingreifen, aber nur zu seinem eigenen Schaden, wie die Geschichte deutlich lehrt. Natürlich wird die Wissenschaft die Voraussetzungen, die im Volkstum und in der staatlichen Gemeinschaft gegeben sind, nicht verleugnen können. Auch die Wissenschaft will dem Volk und dem Staat mit ihren Kräften dienen. Es gibt auch Zweige der Wissenschaft, die mit dem staatlichen Leben so eng verbunden sind, daß sie mehr als andere Ausdruck gewisser Überzeugungen der Volkseele sein müssen, und das in das bewußte klare Leben des Geistes erheben sollen, was an Gesinnungen im Volke lebt und in den staatlichen Ordnungen Gestalt gewinnt. Aber der Staat kann die Endresultate der Wissenschaft nicht vorschreiben, ohne dem Leben der Wissenschaft ein Ende zu bereiten. Wenn darum die Universität, überall wo sie wirklich ist, Ausdruck eines Volkes zu einer gewissen Zeit ist, so erstrebt sie doch Allgemeingültiges, und je mehr sie das Allgemeingültige erreicht, das darum auch für andere Nationen, ja für die Menschheit gültig und wertvoll ist, desto mehr dient sie ihrem eigenen Volk und ihrer Nation. Aber sie dient ihrer Nation nicht durch politische Kundgebungen, die nicht ihre Aufgabe sind, sondern durch Leistung und geistige Schöpfungen, die aus dem wahren Leben des Volkes selbst in der Universität erwachsen durch Erziehung des jungen Menschen, durch Schaffung einer geistigen Elite. Die deutsche Universität ist ein Ruhmestitel der Nation gewesen überall dort, wo sie ihrer Idee in voller Verantwortung diene und Leistungen hervorbrachte, die auch außerhalb der Nation anerkannt wurden. Auch die Universität soll dem Vaterland dienen, aber mit ihren Mitteln, nicht mit solchen Mitteln, die einem anderen soziologischen Bereich eigentümlich sind. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, wird auch der Dozent ebenso wie der Student leidenschaftlich Stellung nehmen für sein Vaterland, und gezwungen sein, aus innerster Überzeugung sein wissenschaftliches Handwerkszeug mit der Waffe zu vertauschen, aber er tut das nicht in seiner Eigenschaft als Angehöriger einer Universität, sondern als Glied seines Volkes, dem keine Vorrechtstellung vor anderen Volksgenossen eingeräumt ist im Dienst für das Vaterland. Die Universität kann auch niemals nationale Großtaten durch Verleihung von akademischen Ehren auszeichnen, da sie dann ihre Kompetenzen überschreitet und sich ein Richteramt anmaßt, das ihr nicht zukommt.

Das große Problem, das jeden Freund der Universität beschäftigen muß und das die Idee der Universität selbst betrifft, haben wir bisher noch nicht berührt. Korporative Freiheit und Freiheit der Wissenschaft wäre auch in Fachhochschulen durchaus möglich. Das Problem ist also die Einheit der Universität, d. h. die Frage: Warum gibt es in Deutschland noch eine nach Fakultäten gegliederte, aber doch zu einer korporativen und wissenschaftlichen Einheit zusammengefügte Universität, die es ablehnt, sich als eine nur organisatorische Einheit von 4 oder 5 oder 6 Fachhochschulen zu bezeichnen, sondern behauptet, daß sie auch eine Einheit im Geiste sei? Denn wenn sie eine solche Einheit im Geiste ist, kann man sie nicht ohne Schaden für den Geist zerschlagen und in Fachschulen auflösen. Wenn sie aber nur eine organisatorische Einheit ist, so ist es durchaus fraglich, ob die einzelnen Teile bei einer Entwicklung, die vorwärts schreitet, nicht ebensogut oder besser allein existieren als im organisatorischen Verband. Bei aller lebendigen Entwicklung ist es bekanntlich so, daß die Differenzierungen des Lebens auch stets Trennungen und selbständiges Weiterbestehen einzelner Teile bedeuten. Wir müßten ja oben schon sagen, daß in der Tat das alte Kleid fast zu eng geworden ist für das sich mehrende und differenzierende Leben der Wissenschaft. So haben sich ja auch gewisse Fachhochschulen außerhalb der Universität entwickelt. Für bestimmte Fächer hat der Staat sogar reine Forschungsanstalten, die nur bestimmten Zwecken und einzelnen wissenschaftlichen

Aufgaben dienen, gegründet. Die historische Entwicklung selbst ging also in einem gewissen Sinne über die Universitäten hinweg. Trotzdem beharren gerade die Universitätskreise darauf und zwar alle Fakultäten, die Einheit der Universität als die Grundlage ihres wissenschaftlichen Forschens zu erklären. Wenn das in voller bewußter Erkenntnis der Bedeutung dieser wissenschaftlichen Einheit geschieht, so muß der Sinn dieser Behauptung doch der sein, daß die Universität als Ganzes von der geistigen Situation her geschaut mehr ist als die einzelne Wissenschaft, ja daß sie der einzelnen Wissenschaft erst die feste Grundlage bietet, auf der sie zu vollem Leben erblühen kann.

Nun ist zunächst festzustellen, daß die Einheit einer Universität durch verschiedene Tatsachen begründet sein kann. Die Einheit kann beruhen in einer Weltanschauung oder in einer übergreifenden, alle Voraussetzungen der Wissenschaften in sich fassenden und begründenden Grundwissenschaft oder auch in einem Erziehungsideal, das in einem bestimmten Menschenbild den Richtungspunkt für alle Arbeit der Wissenschaft bietet. In der Geschichte der Universität hat es zweimal eine Zeit gegeben, die ausdrücklich und bewußt die Universitäten in einer Weltanschauung einte. Jedenfalls ging die mittelalterliche Universität aus einem geeinten weltanschaulichen Bewußtsein hervor. Aber auch die Neugründung zur Zeit des Idealismus setzte den Idealismus als Weltanschauung voraus. Die mittelalterliche Weltanschauung war die Grundlage der Einheit der Universität bis zum Beginn der Neuzeit. Vom Beginn der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert war die weltanschauliche Einheit im allgemeinen auch gewahrt, weil die alten Universitäten ebenso wie die Neugründungen sich in kulturell und glaubensmäßig geeinten Gebieten befanden. Die Gründungen der Territorialfürsten in Deutschland bezweckten ja die Sicherstellung wissenschaftlicher Bildung für evangelische oder katholische Gebietsteile. Das Problem, von dem wir sprechen, konnte eigentlich erst akut werden im 19. Jahrhundert, als die alten glaubensmäßig geeinten Länder anderen staatlichen Gebilden, die diese Einheit nicht mehr hatten, Platz machten. Als man in Berlin die erste große Universität neuen Stils gründete, war man der Überzeugung, daß der Idealismus als Weltanschauung, der die philosophische Fakultät beherrschte, das einigende Band aller Wissenschaften und damit der Universität sei. In der Tat haben ja in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts alle Wissenschaften mehr oder weniger dem Idealismus neue Antriebe zu verdanken. Aber die Entwicklung der Philosophischen Fakultät, in der die Naturwissenschaften sich, zu ungeahntem Leben entwickelten, zerstörte die anfänglich vorhandene Grundlage. Zwar haben auch die Naturwissenschaften in ihrer Methode wiederum für alle Wissenschaften Bedeutung gehabt, und dieses wissenschaftliche Leben konnte den Eindruck erwecken, als ob ein geistiges Band noch alles zusammenhalte wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Die Begeisterung für die Forschung, die ungeahnte Möglichkeiten vor sich hatte, der Wille zur Kleinarbeit und zur restlosen Anerkennung der Tatsachen als methodisches Prinzip griff sogar auf rein geisteswissenschaftliche Gebiete über und ließ die Abwesenheit eines geistigen Prinzips und einer einigenden Weltanschauung vergessen. Schon vor dem Kriege ist der Zweifel an der Einheit oder das Bedenken über die Abwesenheit weltanschaulicher Stellungnahme in der Universität lebendig geworden. Um die innere Zerrissenheit der Universität plastisch auszudrücken, hat man darauf verwiesen, daß der Staat Universitätslehrer bezahle, die einander in verschiedenen Hörsälen derselben Universität zur selben Stunde auf das heftigste befehdeten, daß er an manchen Universitäten neben einer evangelischen eine katholisch-theologische Fakultät unterhielt, die einander gegenseitig verneinen, daß er im liberalistischen Sinne Philosophen bezahle, die sich gegenseitig auf das heftigste bekämpfen, oder daß er eine Abfolge von Schulen eintreten lasse, bei denen die nachfolgende die Aufhebung der vorhergehenden bedeute. Die Folge dieser Zerrissenheit ist, daß dieses System die Hörer, soweit sie wenigstens zu hören und zu verstehen in der Lage sind, in die schwersten inneren Konflikte hineintrei-

ben mußte. In der Tat wurde von der Seite der Studentenschaft dieses Problem wieder in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt und zwar als die Kriegsgeneration der Studenten aus dem ungeheuren Geschehen des Weltkrieges an die Universität zurückkehrte. Was sie vermißte und was sie wollte, sagte sie deutlich mit wenigen Worten: sie wollte Weltanschauung und Entscheidung. Die Frage war also, kann die Universität Weltanschauung bieten. Diese Frage bedeutet nicht: kann irgend jemand, also ein Professor oder Dozent, weltanschauliche Fragen behandeln oder seine Weltanschauung als Ausgangspunkt seiner Vorlesungen nehmen? Es ist vielmehr die Frage, ob die Universität als solche, d. h. in ihren verschiedenen Wissenschaften, sich wieder in einer Weltanschauung einen kann und zwar entweder als Endziel der vereinten Bemühungen um die Wissenschaft oder ob sie von einer Weltanschauung ausgehen kann, die als gemeinsame Grundlage allen Wissenschaften das Gepräge geben wird. Nun ist es klar, daß wir in der deutschen Universität eine solche einheitliche Weltanschauung, die auf alle uns bedrängenden Fragen außerhalb der Wissenschaft Antwort geben kann, nicht haben. Man müsse, so sagt Max Weber in einem vor der Studentenschaft gehaltenen Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ (1919)⁷⁾, die Einsicht verlangen, „daß Tatsachenfeststellung, Feststellung mathematischer oder logischer Sachverhalte oder der inneren Struktur von Kulturgütern einerseits, und andererseits die Beantwortung der Frage nach dem Wert der Kultur und ihrer einzelnen Inhalte und danach: wie man innerhalb der Kulturgemeinschaft und der politischen Verbände handeln solle —, daß dies beides ganz und gar heterogene Probleme sind“. Mit anderen Worten: Max Weber lehnt weltanschauliche Stellungnahme als solche ab und verlangt vom akademischen Lehrer zunächst nur intellektuelle Rechtfertigung und alleinige Rücksicht auf die Pflicht, die Wahrheit zu suchen. Es ist an sich schon nicht ganz richtig, wenn man eine Weltanschauung als einigendes Band der Wissenschaften bezeichnet. Das einigende Band könnte in diesem Falle nur sein ein Wissenschaftsbegriff, der allerdings immer auf eine Weltanschauung oder weltanschauliche Grundhaltung zurückgeht. Die Kämpfe zu Beginn der Neuzeit um die Wissenschaft zeigen das ganz deutlich, daß nämlich zwei Weltanschauungen miteinander im Kampfe liegen, deren Streit aber auf dem Gebiete der Wissenschaft ausgetragen wird. Nun müssen wir bekennen, daß wir einen solchen einheitlichen Wissenschaftsbegriff heute auch nicht haben. Unsere Universitäten in Deutschland sind auch im Gegensatz zu den alten englischen Universitäten nicht auf ein besonderes Menschenbild ausgerichtet, da bei uns die Wissenschaftspflege in ganz anderem Maße im Vordergrund stand als an den alten englischen Universitäten. Die englischen Universitäten, vor allem Oxford und Cambridge, die auch heute noch von einer großen Anzahl von Studenten besucht werden, die eine im wirklichen Sinne des Wortes wissenschaftliche Ausbildung gar nicht suchen, haben jahrhundertlang nur dem einen Zweck gedient, der rein soziologischer Art ist, nämlich eine herrschende Elitesgesellschaft im Staate zu erziehen. Für die deutschen Universitäten erhebt sich also die schwere Frage, ob sie mit Recht noch ihre Einheit aufrechterhalten können, vor allem, ob sie diese Einheit als eine notwendige Voraussetzung oder wenigstens als die beste Grundlage ihres Schaffens verteidigen können. Es ist ganz gewiß, daß sich eine Weltanschauung als Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit nicht kommandieren läßt. Wir können sie noch so sehnsüchtig herbeiwünschen, sie wird weder durch Wunsch noch Wille hervorgebracht. Eine Weltanschauung ist entweder da, als gewachsene oder gewordene oder wenn sie einmal verloren ist, ist sie unwiderbringlich verloren. Es bedeutet auch nichts, daß die Universitäten in Deutschland einig sind in der Hingabe an die Nation. Das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die man von jedem deutschen Professor ebenso verlangen muß wie von jedem anderen

⁷⁾ Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922. S. 543 f.

Volksgenossen. Es darf nicht verkannt werden, um das noch einmal zu wiederholen, daß die grundlegende Einheit der Universität in einem Wissenschaftsbegriff gelegen sein muß. Ein solcher Wissenschaftsbegriff kann auch nicht aus dem Volkstum erwachsen. Wenn das Wort, daß wir alle unsere Kräfte aus dem mütterlichen Boden der Heimat und aus den Kräften der Nation und des Vaterlandes schöpfen, nicht eine Phrase sein soll, so heißt er doch nur, daß all unser Denken und Tun, ob wir wollen oder nicht, durchtränkt ist von den Kräften, die aus Blut und Boden hervorgehen. Im Ernst wird sich niemand diesen Kräften ganz entziehen können. Ob man diese Verbundenheit wirklich in ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Wirkung nach in das Bewußtsein erheben kann, ist mir zweifelhaft. Außerdem strebt die Wissenschaft ihrem Wesen nach, und sie wird dieses Wesen nicht verleugnen können, ohne sich selbst ganz aufzugeben, in einen Bereich hinein, der zwar die Verbundenheit mit Blut und Boden voraussetzt, aber Formen intendiert, die ihrem Sinn und Wesen nach allgemeine objektive Gültigkeit haben oder haben sollen. Die Verbundenheit mit nationalem Wollen und Fühlen ist noch keine Weltanschauung. Man kann selbstverständlich auch das zu einer Weltanschauung ausgestalten, indem man das ursprüngliche Element, das in der Bindung an die Nation oder an das Vaterland gegeben ist, zu einem religiösen Moment umwandelt. Daß dabei stets andere weltanschauliche Elemente oder Prinzipien hinzukommen, die diese Umwandlung möglich machen, ist dem Einsichtigen klar. Es gibt Völker, bei denen die nationale Religion so sehr an die Formen des nationalen Fühlens gebunden ist, daß die Religion als Weltanschauung nichts anderes bedeutet als die Verherrlichung des eigenen nationalen Wesens und die Selbstanbetung der Nation. Aber auch hier wird die Einwirkung auf die Wissenschaft keine andere sein als die jeder Religion, d. h. in der wissenschaftlichen Sphäre wird man auch hier zu allgemeingültiger Begriffsbildung vorzustoßen suchen. Ich behaupte nicht, daß das wissenschaftliche Arbeiten nicht unter dem Einfluß der genannten Kräfte stände, wohl aber behaupte ich, daß das wissenschaftliche Arbeiten und die Methode der Wissenschaft, mögen sie noch so sehr dem Einfluß dieser weltanschaulichen Bedingungen unterworfen sein, über die Sphäre dieser weltanschaulichen Bedingungen hinausreichen. Nun kann freilich eine Religion, die zur umfassenden Weltanschauung geworden ist, auch einen besonderen Wissenschaftsbegriff, wenigstens als immanente Konsequenz entfalten. Eine solche implicite gegebene Konsequenz zeigt sich z. B. in der Frühzeit des Christentums bei Augustinus, dem die platonischen Ideen zu Gedanken Gottes werden, und zwar zu schöpferischen Gedanken Gottes. Die Wissenschaft und die wissenschaftliche Begriffsbildung bekam dadurch einen ganz bestimmten Sinn. Ganz allgemein gesprochen lag vom Christentum aus gesehen ein gewisser Optimismus bez. der Vernunftkenntnis in der Konsequenz christlicher Haltung, verbunden freilich mit einem starken Pessimismus bez. einer sich selbst überlassenen Vernunft. Nun ist es klar, daß wir in Deutschland eine einheitliche Auffassung der Wissenschaft auch von diesem Standpunkt aus nicht haben. Es ist notwendig, das in aller Schärfe zu sagen, nämlich daß die Universität dieser Grundlage für ihre Einheitlichkeit entbehrt.

Können wir trotzdem diese Einheit als eine notwendige bezeichnen? Es gibt natürlich gewisse Gründe, die den einheitlichen Aufbau der Universität als vorteilhaft erscheinen lassen. Da ist zunächst die Tatsache zu konstatieren, daß das Nebeneinander der verschiedenen Wissenschaften sowohl methodisch wie materiell in viel höherem Maße, als man gewöhnlich annimmt, für die Wissenschaften fruchtbar gewesen ist. Man kann darin den philosophischen Zug aller Wissenschaften sehen, daß die Besinnung auf den Sinn und Charakter der eigenen Wissenschaft, auf die Grundlage und die Voraussetzungen der Wissenschaft überhaupt und der einzelnen Wissenschaften stets veranlaßt waren durch plötzliche Wandlungen in einem Wissenschaftsbereich, wobei zu beachten ist, daß diese Wandlungen nicht gebunden sind an einen bestimmten Wissenschaftsbereich. Dazu kommt, daß die Philosophie selbst in den Zeiten, wo sie scheinbar völlig bedeutungslos ist, doch

immer wieder in ihren wichtigsten Zweigen der Erkenntnistheorie und Metaphysik Einfluß auf das gesamte Gebiet der Wissenschaftspflege gewinnt. So ist trotz allem die Philosophie heute noch eine Bindeglied der Universität, auch wenn ihr diese Stellung nicht offiziell zuerkannt oder gar aberkannt wird.

Dazu kommt, daß im Grunde genommen, trotz aller Leugnung dieser Tatsache, die Universität von der Hoffnung lebt, daß die Wissenschaften einer unwandelbaren Wahrheit zustreben; denn die Bedeutung der Wahrheit liegt ja nicht nur in der intellektuellen Rechtschaffenheit und in dem Verantwortungsbewußtsein des Gelehrten. Intellektuelle Rechtschaffenheit muß nicht nur den Gelehrten in der Universität auszeichnen, sondern jeden Gelehrten, ob er in oder außerhalb der Universität lebt. Man kann in dieser moralischen Eigenschaft oder Haltung nicht das geistige Fundament der Universität erblicken. Intellektuelle Rechtschaffenheit müßte auch vorhanden sein, wenn man die Einheit der Universität vollkommen aufgibt. Wenn aber die Idee der Wahrheit, mag sie auch noch so unklar konzipiert sein, doch das organisierende Prinzip aller Wissenschaft ist, dann versteht man, daß ein Kosmos der Wissenschaften, wenn auch nie ganz erreichtes Ideal, so doch ein stets und immer von neuem erstrebenswertes Ziel der Wissenschaft ist. Nun ist mir ganz klar, daß auch darin noch nicht eine durchschlagende Begründung für das Festhalten an dem alten Verband der Universität liegt. Man kann nur sagen, daß die Universität als Ganzes zunächst ihrer Aufgabe besser gerecht geworden ist, als wenn man sie auseinandergerissen hätte, und daß es deshalb allen Experimenten gegenüber für die Wissenschaft notwendig ist, zunächst an dem erprobten Alten festzuhalten und eine vernünftige Evolution einer Revolutionierung vorzuziehen.

Es wäre freilich in Deutschland möglich, und ich glaube diese Möglichkeit nicht übergehen zu dürfen, daß man den weltanschaulichen Gruppen auch die Universität überantwortet. Genau so, wie wir konfessionelle Schulen haben, bestände auch die Möglichkeit, konfessionelle Universitäten zu gründen. An sich darf diese Möglichkeit nicht von der Hand gewiesen werden, denn die Begründung, mit der man sie früher abgewiesen hat, war rein liberalistisch. Heute, wo man die Notwendigkeit der Weltanschauung wieder betont, wo das Stellungnehmen nicht mehr eine Schwäche, sondern eine menschliche Notwendigkeit bedeutet, wo man sich schämt, noch die Fiktion einer vorurteilslosen Wissenschaft aufrechtzuerhalten, wäre es keine Schande, offen zuzugestehen, daß eine Universität, die weltanschaulich ganz geeint ist, Möglichkeiten, vor allem der Menschenbildung, hätte, die die heutige Universität nicht hat. Aber ein Bedenken darf nicht unterdrückt werden. Es wäre nämlich die Frage, ob wirklich in diesem Falle die Universität wesentlich durch einen Wissenschaftsbegriff geeint werden könnte. Mit anderen Worten: Hat vielleicht die Kirche den Zusammenhang mit Kultur und Wissenschaft so weit verloren, daß es einen einheitlichen Wissenschaftsbegriff auch dann nicht geben würde, wenn die Universitäten konfessionell geeint wären? Die Auflösung des wissenschaftlichen Weltbilds erfolgte aus der Entwicklung der Naturwissenschaften heraus. Innerhalb dieser Wissenschaften sind freilich eine Reihe von Ansätzen zu einer Umorientierung des Wissenschaftsbegriffs gegeben. Aber man kann bisher nicht davon sprechen, daß die Möglichkeit einer Einigung im Wissenschaftsbegriff für alle Wissenschaften gegeben sei. Nun würde auch in einer konfessionellen Universität der Naturwissenschaftler, wenn er seiner Wissenschaft gerecht werden will, nicht aus seiner Weltanschauung heraus zu wissenschaftlicher Methode und zu wissenschaftlicher Begriffsbildung kommen. Trotz der Einheit der Weltanschauung bestände also die Einheitlichkeit des wissenschaftlichen Ausgangspunktes nicht. Das bedeutet aber, ob man es will oder nicht, eine Gefährdung der einigenden Weltanschauung. Ich nehme nur dieses Beispiel heraus, weil es ganz ähnlich in anderen Wissenschaften sein wird. Natürlich verkenne ich die anderen möglichen Vorteile einer solchen Neubildung nicht. Manche konfessionelle Universität des Auslan-

des, z. B. Löwen, kann sich in ihren Leistungen und Einrichtungen mit jeder Universität messen. Die möglichen Vorteile liegen aber zunächst nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft. Andererseits sind die Nachteile einer solchen Lösung in Deutschland jedenfalls ungeheuer schwerwiegend. Aber trotzdem müßte dieser Gedanke mit allem Ernst und ohne Voreingenommenheit geprüft werden; er verdient diese Prüfung auch im Interesse der Universität und der Wissenschaft. Wenn die Universität die wissenschaftliche Einheit als ein so hohes unersetzliches Gut preist, wenn sie der Überzeugung ist, daß diese Einheit nicht verloren gehen darf, weil der Bestand der Universität an sie geknüpft ist, wenn sie überzeugt ist, daß wahre „Bildung“ ihre wichtigste Aufgabe ist, dann muß sie auch alle Möglichkeiten ausschöpfen, die zu einer solchen Einheit führen. Wenigstens muß sie diese Möglichkeiten prüfen. Freilich sind heute Radikallösungen noch nicht sprudreif, und man wird gut tun, die Einheit der Universität zu verteidigen und vor allem sich über den Wert dieser Einheit klar zu werden.

Aber alle diese Überlegungen, die wir angestellt haben, werden illusorisch, wenn die Universität nicht wieder die Funktion einer echten Auslese, d. h. wahrer Bildung, erfüllen kann. Denn der Massenandrang zur Universität, dessen Gründe wir hier nicht zu untersuchen brauchen, bedeutet schließlich die Vernichtung des Wesenszweckes der Universität. Die Universität wird so ehrlich sein müssen, und sich selbst gestehen, daß sie in der Welt der akademisch Gebildeten nicht viele Freunde hat. Diese Welt denkt nicht sehr hoch von der Universität, ja kennt sie oft nur in einem ganz kleinen Ausschnitt und in einer mangelhaften Repräsentation. Die Gründe dafür sind zweierlei: einmal kommen in der gegenwärtigen Notlage viele zur Universität, denen jeder wissenschaftliche Eros mangelt; zum zweiten werden die Studenten mit Pflichtvorlesungen und Übungen für jede Stunde des Tages so festgelegt, daß den meisten keine Zeit zu einer selbständigen Regung übrig bleibt. In der Atmosphäre der Freiheit und der selbständigen Stellungnahme zur eigenen Bildung liegt vor allem die Wirkungsmöglichkeit der Auslese beschlossen. Die Auslesefunktion der Universität besteht darin, in der Nation eine gewisse geistige Schicht immer von neuem zu schaffen und zu ergänzen, die in ihrem Denken und Fühlen in einem hohen Grade einheitlich ist. In allen Zeiten der Geschichte hat es Bildungsstätten gegeben, die diese Funktion erfüllten. Es waren längst nicht immer die Universitäten, denen diese bedeutungsvollste Aufgabe zufiel; aber diese Aufgabe mußte zu allen Zeiten innerhalb eines Volkes erfüllt werden. Wenn es dem Staat nicht gelingt, den Massenzustrom zur Universität einzudämmen und die Universität zu einer wirklichen Bildungsstätte zu machen, die sie in der Tat nicht mehr ist, so nützen alle Überlegungen über das Wesen der Universität nichts. Es ist hier nicht der Ort, um sich über die Methoden klar zu werden, die das notwendige Ziel der Erneuerung der Universität bewirken könnten. Jedenfalls ist es aber von größter Bedeutung, daß diejenigen, die zur Universität kommen, um eine Zeitlang Bürgerrecht an ihr zu genießen, die Idee der Universität und ihre Stellung im Organismus des Volksganzen und des Staates sehen lernen. Wenn wenigstens die, denen die Universität die Erfüllung ihrer Bildungswünsche bringen soll, bewußt den Wert und die Ziele der Universität bejahen, oder wenn wenigstens ein großer Teil der akademisch Gebildeten diese Stellung zur Universität gewinnt, so ist damit zu rechnen, daß aus dieser Einstellung der Wille zur Neubelebung der Idee der Universität erwächst. Die privilegierte Stellung der Universität kann nicht darauf beruhen, daß sie eine besondere akademische Kaste begründet, sondern nur darauf, daß sie im Volksganzen eine unersetzliche Funktion hat. Die Aufgabe der Universität ist nicht eine, die außerhalb des Staats liegt, sondern sie will und muß dem Staat mit den ihr eigenen besonderen Kräften dienen. Trotz alles Wandels der Zeiten wird diese bedeutungsvolle Aufgabe bleiben. Um sie aber zu erfüllen, muß sie auch im Volksbewußtsein in ihrem Wesen und Sinn lebendig werden.

Das Bildungs- und Wissenschaftsideal im Altertum.

Von *W. Graf Uxkull-Gyllenband.*

Erlauben Sie mir den allgemein gehaltenen Titel zuerst so einzugrenzen, daß gleich verständlich wird, worauf ich entscheidendes Gewicht in diesem Vortrag legen will. Mit einem unübersetzbaren Wort bezeichneten die Griechen jene vollkommene Erziehung, welche die gymnastische wie musische Ausbildung umfaßte, mit *Paideia*. Dieser Begriff drückt die allseitige Bildung aus, wobei die einzelnen Elemente, aus denen sie bestand, in einem Höchstmaß harmonischer Ausgleichung standen und deren Ziel die Schaffung des *Kaloskagathos* war. Dieses Ziel war aber nichts anderes, als den Politen heranzubilden, auf dem die gewaltige Verantwortung für die richtige Lenkung des Staates ruhte.

Was ich unter Wissenschaft im Titel dieses Vortrags meine, heißt bei Platon *Philosophia*, oder könnte auch mit *Episteme* wiedergegeben werden; jedenfalls sind beide Begriffe sekundär gegenüber dem der *Paideia*, weil sie den Weg kennzeichnen, auf dem die Bildung errungen wurde, als der Staat die unbedingte Selbstverständlichkeit verloren hatte. Die Wissenschaft, freilich im höchsten Sinn der *Philosophia*, wurde Surrogat für den Staatsgedanken, nicht etwa weil die lebendigen Kräfte bereits erschöpft waren, sondern weil die Zeit bewiesen haben wollte, was früher geglaubt worden war. Allerdings kann sie nur die neue Lebensmöglichkeit in völlig veränderten Verhältnissen geben; sie ist keine Restauration des alten Staates, sondern bleibt Bewahrerin der geistigen Kräfte, mindestens so lange wie jedes Wissen einer metaphysischen Erkenntnis zu dienen hatte. — So will ich versuchen, Ihnen am heutigen Abend darzulegen, wie sich Bildung und Wissen, oder *Paideia* und *Philosophia* in verschiedenen Perioden der Antike zueinander verhielten, wobei die klassische Zeit des Griechentums den größten Platz beanspruchen darf.

Am Anfang der weltgeschichtlichen Epoche, die wir die Zeit der Hellenen nennen, steht, wie am Beginn der meisten großen Abschnitte europäischer Geschichte, der Dichter. Als Homer in seinen beiden Epen alle menschlichen und göttlichen Bezirke durchlaufend, die olympische Hierarchie außerhalb der eigentlichen Grenzen hellenischer Staaten auf den höchsten Berg gestellt hatte, als er die große Vision von dem Zuge aller griechischer Stämme gegen Asien dichterisch geformt, waren diese Stämme zur Nation geworden. Und durch die Prägung der Gestalt des Achilleus in wunderbarer Freundschaft dem Patroklos verbunden, war der Typus des adligen Hellenen durch die Steigerung und Verdichtung aller heldischen Kraft so erstanden, daß er nicht nur als Paradeigma weiterlebte, sondern so wie die Götter des Dichters auch selbst, sichtbar oder unsichtbar, zwischen den Hellenen wandelte bis auf die Tage des großen Alexander. Von Homer hat sich das Griechentum nicht mehr befreit, ob er verehrt oder bekämpft wurde, allegorisiert oder interpretiert; die Auseinandersetzung mit ihm war für jeden Griechen gegeben. Die gewaltige einheitliche Dichtung dieser beiden Epen war die Quelle der Erziehung und vermittelte während der Hoch-Zeit des hellenischen Lebens jene völlig einheitliche Bildung, die nur aus einer Dichtung von solchem Rang resultieren konnte.

Indessen zwischen der homerischen Welt, oder deutscher zwischen dem so überaus diesseitigen Weltbild des Dichters und seinen Göttern, Ausdruck der erhabensten Religiosität aller Zeiten, zwischen dieser Welt und ihrem Siege im 6. und 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, liegen dunkle Jahrhunderte. Es ist eine Epoche, in welcher ein Sich-Verlieren an die außermenschliche Natur und Jenseits-Spekulationen bis zur Lebensverneinung in elementarem Durchbruch hervortreten, eine Zeit, in der die adligen Gottheiten des Olympos beinahe überrannt worden wären von den Dämonen, wie sie die niederen Schichten bewahrt hatten. In dieser Zeit bricht uraltes religiöses Gut, gepaart mit orientalischen Vorstellungen, wieder durch; der neue Gott Dionysos bringt die orgiastische Naturverehrung, er verheißt Erlösung und verbindet sich mit Sekten, die ein schöneres Jenseits verheißten; er sprengt den alten Staat; denn Tyrannen sind seine Diener. Der Herr und die Herrin der Tiere herrschen, das Fundament des homerischen Griechentums wird furchtbar erschüttert. Doch auch hierin erfüllt sich das Gesetz, dem die großen Epochen der europäischen Menschheitsgeschichte unterste-

hen: sie müssen die Zeit eines orgiastischen, oftmals gewaltsamen Rausches durchlaufen, ehe sie die letzte und höchste Form erreichen.

Wie diese Epoche in Griechenland etwa um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert überwunden wurde, gehört zu den ergreifendsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Sieben Weise ordnen die Welt neu und der weiseste unter ihnen ist Thales von Milet, Begründer der abendländischen Philosophie. Die ionische Naturphilosophie ist die Überwinderin der orgiastischen Naturverehrung; denn sie stellt Natur, im umfassendsten Sinn, dem Betrachter gegenüber. Die Vorsokratiker, gleichgültig ob Ionier, Eleaten oder Pythagoreer, vollenden das festgefügte Fundament, auf dem sich das großartigste Gebäude menschlicher Kultur erst erheben konnte, weil sie nämlich das Gesetz ergründet haben, unter dem die Welt steht. Das Erkennen dieses Gesetzes ist die Aufgabe der Denker gewesen, und sie haben sie für ihr Volk gelöst. Entscheidend jedoch ist, daß neben Thales, der das einheitliche Gesetz und das eine Prinzip der Weltwerdung, oder einfach des Lebens entdeckt hat, auch gerade Solon unter den sieben Weisen genannt wird, der dem schönsten der griechischen Staaten, nämlich Athen, das Gesetz gibt; und mit ihm beginnt die attische Literatur. Der erste Dichter Athens ist auch der erste Nomothet dieser Stadt. Die sieben Weisen sind Gesetzgeber gewesen, Gesetzgebung des Weltalls und des Staates sind parallele Erscheinungen; der Nomos ist zum herrschenden Prinzip des griechischen Lebens geworden, die Gesetzlosigkeit seine furchtbarste Gegnerin.

In diese Welt der gesetzlichen Ordnung kehrt auch Homer zurück; das zeigen die attischen Vasen vor Mitte des 6. Jahrhunderts, und vor allem ist der Mensch wieder zentrales Motiv der griechischen Kunst geworden. Das ganze Leben ist nun im Staate, in der durch die Nomotheten neugeschaffenen Polis gebunden, die naturgemäß auch für die Paideia entscheidend wurde. Für uns ist noch heute der Begriff des griechischen Staates äußerst schwierig zu verstehen, nicht allein weil er die ganze ungeheure Fülle aller Lebenserscheinungen in solchem Maße umspannt hat, wie dies nach ihm kein anderer Staat mehr tat, sondern weil die Idee dieses Staates in der Sphäre kosmischer Gesetzmäßigkeit ruhte, weil Konvention und Satzung nur da waren, um die aus der religiösen Ebene derivierte Norm des Staates zu verbürgen. Mit seiner Polis ist der Grieche schicksalhaft und unentrinnbar verbunden; die Erfüllung des Lebens ist ihm nur dort möglich. So kann es verständlich wer-

den, daß die Erziehung während der großen Zeit griechischen Lebens ebenso einheitlich war wie problemlos; denn sie konnte allein auf die einheitliche Heranbildung des Politen gerichtet sein.

Zum Verständnis des Folgenden muß man vor allem festhalten, daß jeder Zweifel an der Berechtigung des Staates nicht allein diesen, sondern damit das Fundament des griechischen Lebens erschüttern mußte, wenn nicht vernichten. Deshalb ist die Tragödie, welche die griechische Geschichte in so starkem Maße auszeichnet, zu allertiefst mit dem Staat verknüpft. Das furchtbare Schicksal, daß „Leben an Leben erstirbt“, hat sich schwerer kaum ausgewirkt als gerade in Athen. Die Überfülle genialster Erscheinungen in Athen, welche alle Gebiete des kulturellen wie politischen Lebens auf kaum faßbare Höhen führte, ist ebenso zum Ende verdammt gewesen wie Sparta, dessen krampfhaftes Selbsterhaltung und Abgeschlossenheit, dessen tödliche Angst vor Veränderung und Mumifizierung der Lebensform nichts genützt hat.

Es ist eine der vielen falschen historischen Kausalkonstruktionen, wenn die Auflösung des attischen Staates den Sophisten zugeschrieben wird. Im Gegenteil; das Aufkommen der Sophisten ist erst die Folge vorangegangener Staatsauflockerung. Ihr Auftreten zeigt die fortschreitende Schwäche griechischer Staaten, nicht umgekehrt. Themistokles, Ephialtes und Perikles sind wirklich Umwerter der Polis-Norm gewesen, nicht aber eine von der Wissenschaft lebende Gilde, die mittels dialektischer Spielereien relativierte, was längst nicht mehr absolut war, ganz besonders, wenn heilige Institutionen, wie der Areopag, gestürzt werden konnten. Und wenn Thukydides von der perikleischen Herrschaft sagt, sie sei dem Wort nach eine Demokratie, in Wirklichkeit die Herrschaft des ersten Mannes, so liegt darin zwar die oft genug betonte Bewunderung des Historikers vor dem Leiter des attischen Staates, aber — für uns Heutige — auch die Tatsache, daß die Polis in Wahrheit etwas anderes geworden war, als sie dem Nomos nach sein mußte. Diese Polis ausgeweitet zur ἀρχή, zum Reich, beherrscht von dem größten Individuum der Gemeinschaft, war über das Maß des eigentlichen Stadtstaates herausgewachsen und zeichnete damit andere Wege für das Ideal des Politen vor.

Sobald die vollkommene Gemeinschaft durch das Heraustreten der individuellen Persönlichkeit gesprengt war, sobald das ungeschriebene Gesetz zum Spielball überzeugender Rede wurde, mußte sich die Bildung völlig verändern, weil sie ihr eigentliches

Ziel, die Stärkung der Gemeinschaft, verloren hatte, Behauptung der Persönlichkeit innerhalb der neuen Staatsform war ein Postulat geworden, das die Sophisten glaubten erfüllen zu können. Die sophistische Erziehung ersetzte die einheitliche Bildung durch ein Wissen, das sich aus einer Anzahl verschiedenartiger Faktoren zusammensetzte und beinahe enzyklopädisch genannt werden darf, wenn darunter ein Addieren des Wissenswerten verstanden wird, das seine Einheit nur scheinbar durch die Summe oder das Volumen interessanten Stoffes erzielte. Mit der Lehr- oder auch Lernbarkeit aller Dinge ist die Paideia der früheren Zeit aufgehoben.

Indessen ist der griechische Staat noch nicht so weit zerfallen gewesen, daß es eine andere Erziehung hätte geben können als auf die politische Tätigkeit hin. Und gerade die staatliche Tugend zu vermitteln und zu lehren, war Sache der Sophisten. Nur daß in der entfesselten attischen Demokratie der Typus des staatlichen Menschen ein ganz anderer geworden war, gemeinschaftsfremd aus dem Bedürfnis der Selbstbehauptung des einzelnen heraus. Hier hat die Sophistik nicht retardierend eingegriffen, hat nicht Schäden heilen wollen, sondern übersteigerte sogar die neuen Forderungen. Der Mensch als absolute Norm ist gleichbedeutend mit der Relativierung aller Werte; denn der Mensch als Maß der Wahrheit entzieht der Wissenschaft das Fundament; der Mensch als Maß des Staates entzieht dem Staat die gesetzliche Grundlage. Hierin lag die ungeheure Gefahr der sophistischen Paideia, daß sie die Grundlagen des gesamten Lebens problematisch gemacht hat, da sie nur noch der absoluten Einzelperson relative Werte gegenüberstellen konnte.

Die sophistische Gefahr ist durch Sokrates und Platon gebannt worden. Die Überwindung war naturgemäß nur durch die Erneuerung des Staates möglich, und so sind beide durch die Polis in ihrer Lebenshaltung bedingt. Sokrates ist nur Athener, niemals an der Restauration oder Regeneration seiner Vaterstadt zweifelnd. Er hat sein Leben hindurch für diesen Staat gekämpft, aber er hat auch mit ihm gestritten, bis durch seinen Tod der Sieg Athens über den besten Bürger entschieden war. Es liegt im Kampf des Sokrates mit Athen eine ungeheure Tragik. Der Weise im Glauben, er sei der wirkliche Politiker seiner Zeit, ist durch Leben und Lehre in schroffsten Gegensatz zur alten Polis getreten; denn Heilung der Schäden versprach sein vorbildliches Leben. Seine individuelle Lebensgestaltung sollte oder mußte das neue Maß werden, nach dem der Staatsbürger gerichtet wurde. Aber er

suchte, wenn auch mit andern Mitteln, zur Einheit des Menschen zurückzugelangen und damit zur Gemeinschaft. Die Brücke ist der sokratische Logos, durch den das Wissen schlechthin von der Gemeinschaft getragen wird; denn als Einzelner kann niemand etwas wissen. Damit wird aber der gigantische Versuch gemacht, die Lebenseinheit wiederherzustellen oder, was die Staatserziehung anlangt, den eingetretenen Bruch zwischen Bildung und Wissen zu beseitigen. Sein größter Schüler Platon, ebenso bestimmt von der Polis, jedoch nicht mehr von Athen allein, ist die gezeichnete Bahn weiter gegangen, wobei freilich sehr bald der nährende Boden nicht mehr die Polis wurde, sondern die philosophische Schulgemeinschaft, als Staat im Staat. So geht von Sokrates, der wie kein anderer an Zukunft und Erneuerung seiner Vaterstadt geglaubt hatte, wohl die neue Einheit menschlicher Bildung aus, aber diese ist nicht mehr an den Staat der Athener gebunden, sondern wird Sache der Welt. Sein Tod für die neue Lebenshaltung hat ihn zum Begründer des geistigen Imperiums von Athen gemacht, welches diese Stadt in noch eminentem Maß besessen hat als ihre italische Rivalin. Aber gerade diese unermessliche und großartige Wirkung des Sokrates zeigt auch mit aller Schärfe, warum die Athener seiner Zeit ihn nicht verstanden, im Gegenteil durch seine Verurteilung ihren Staat zu retten glaubten.

Sowenig Sokrates den Niedergang des griechischen Staates aufzuhalten vermochte, ebenso unmöglich war dies seinen Schülern. Der göttliche Platon steht am Ende der grandiosen Epoche, in der die Hellenen die erhabensten Güter für Europa geprägt hatten; aber er ist griechischer Polis-Bürger, und das Höchste, die Verwirklichung der Idee des Guten, ist nur im Staate möglich. Die Erziehung als Postulat des Staates ist Einheit von Wissen und Bilden. Freilich ist sie weit genug von der Selbstverständlichkeit des klassischen Jahrhunderts entfernt, sie muß durch die Philosophia errungen werden. Den besten Staat zu finden ist zentrale Aufgabe platonischer Wissenschaft. Hieraus ist mit aller Deutlichkeit die gewaltige Bedeutung des Wissens gegeben; denn auf dem richtigen Wissen wird die platonische Staatserziehung errichtet, durch wissenschaftliche Erkenntnis der Weg zur höchsten Staats-tugend gefunden. Das ist grundsätzlich neu.

Der Gehalt der Philosophie Platons ist unvergleichlich großartiger als alle Philosophie nach ihm, weil sie das Leben selbst ist, die Erneuerung der Werte, die Religion, kurz die Umspannung

alles Lebendigen. Sie ersetzt dem Griechen das Höchste: den Staat. Und dennoch hat Platon nie gezweifelt, daß er die Politeia verwirklichen werde; aber gerade hierin ist die gewaltige Tragödie der Endzeit widergespiegelt, daß der größte Zeitgenosse den Staat der Wissenschaft realisieren zu können glaubt. Dennoch ist er faktisch gegründet worden und hat beinahe ein Jahrtausend gedauert, allerdings im geistigen Sinn, so wie er letztendlich konzipiert war als Philosophenschule, als Akademie. Daß Isokrates sie noch vornehmlich als Schule der Staatskunst sah, zeigt immerhin, wie zentral diese Probleme innerhalb des Aufbaus standen.

Dennoch darf nicht übersehen werden, daß in den Altersschriften des Philosophen manche entscheidende Veränderungen eingetreten sind, daß die Ideenlehre, obwohl durchaus noch im ontologischen Sinn bestehend, gegenüber den Schriften früherer Zeit zurücktritt, daß die Staatsschriften des Alters eine veränderte Einstellung zur historischen Gegebenheit aufweisen, daß weiter Mathematik und Astronomie immer stärker dominieren, daß die künstlerische Gestaltung des Dialogs zur leeren Form wird. Hier ist jedenfalls die Möglichkeit zur Verabsolutierung des Wissenschaftsbegriffes gegeben, sobald das Sinnliche und Empirische in den Vordergrund tritt, sobald die ontologische Ideenlehre von der Mathematik geradezu bedroht wird. Man kann die Ansätze eines Bruches zwischen dem Wissen um der Idee des Guten willen und einer Verselbständigung dieses Wissens um seiner selbst willen erkennen. Mit anderen Worten: von hier aus kann die Spaltung einheitlicher Bildung erfolgen, einmal in die Erkenntnisse der materiellen Welt, andererseits in die metaphysische Spekulation. Nehmen wir nun Philosophie im platonischen Sinn, nämlich als die das Leben umfassende Grundlage, als das Fundament der vollkommenen und somit einheitlichen Paideia, so heißt ein solcher Bruch, Sprengung der Lebensganzheit oder mit andern Worten, Unabhängigkeit von Wissenschaft und Philosophie, die sogar zum Gegensatz beider führen kann.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung der Folgezeit ist die Tatsache gewesen, daß Platons Schüler und unter ihnen der größte, Aristoteles, an seine Altersschriften anknüpften, sich somit stärker den theoretischen Betrachtungen zuwandten. Es wäre Vermessenheit, im Laufe dieser kurzen Ausführungen auch nur ein flüchtiges Bild der gewaltigen aristotelischen Entwicklung zu kennzeichnen, wo nur ein paar Hinweise gegeben werden können,

um zu zeigen, wie sich Wissenschaft und Philosophie bei Aristoteles verhalten. Aristoteles' Philosophie ist keine Staatskunde, sondern Naturwissenschaft. Seine Staatswerke sind nicht Konstruktionen, sondern Beschreibungen des besten Staates auf Grund eines gewaltigen Materials historisch gegebener Verfassungen. Soviel rein griechisches Polisideal auch für den aristotelischen Staat maßgebend war, er ist niemals das zentrale Problem dieser Philosophie gewesen und war bereits ein historisches Gebilde bei seiner Konzeption. Der Staat bildet einen Teil der aristotelischen Interessensphäre, ist ein Glied in dem wissenschaftlichen Weltbild seines Schöpfers, ist nur verständlich als naturwissenschaftliches Phänomen. So ist nicht das Leben für den Staat mehr ein Ideal, sondern das für die Schau. Und eben dieses ist an keinen Staat gebunden, sondern überall in der Welt möglich, wo die Muße es gestattet.

Damit schaltet aber die Staatstugend als Ziel aus; etwas ganz anderes hat die Lebenshaltung zu bestimmen. Bildung und Erziehung oder Wissenschaft als Philosophie müssen auf andere Werte gerichtet werden. Über das Ziel gibt die Erste Philosophie, oder wie sie später genannt wurde, die Metaphysik, Auskunft. Die vollständige Erklärung der Welt ist für Aristoteles absolute Notwendigkeit und diese hängt nicht zuletzt an der Bewegung des Himmels als dem schlechthin Ewigen. Durch die Erkenntnis der Bewegung kommt er zur „Gottesahnung, die wir in unserem Inneren haben“. Der Gott aber scheint der vollendete Zusammenschluß des Alls zu sein, in dem „Leben und ewige Dauer wohnt“ und dieses beides ist eben der Gott. Es kommt immer wieder auf den Zusammenhang des Alls an, weil dieser die Natur in größtem Umfang als das Göttliche zu erkennen gibt. Wie echt hellenisch auch noch bei Aristoteles die Wissenschaft zum höchsten Lebensziel gesetzt wird, tritt in der Definition der Tätigkeit des Gottes hervor, die Freude ist. Deshalb stellt das Leben der Schau einen zwar veränderten, aber noch ganz hellenischen Ausdruck der Frömmigkeit dar. Das rationale und systematisierte Erforschen und Eingrenzen aller Erscheinungen auf dieses Letzte hin zeigt, daß der erzieherische Wissenschaftsbegriff bei Aristoteles die gesteigerte und die Eudaimonie allein gewährleistende Verehrung des Gottes ist. Die Begründung der gesamten abendländischen Wissenschaft und ihrer Methoden durch die Schöpfung der Logik und des analytischen Denkens ist und bleibt im Letzten ein nicht erklärbares Wunder, wie jedes religiöse Glaubensphänomen. Nur von hier aus kann

wohl die Tat des Aristoteles und seiner Jünger eigentlich begriffen werden, nur so läßt sich verstehen, wie aus der göttlich empfundenen Natur sich als Höchstes und Göttliches das dynamisch-statische Prinzip herausstellen läßt.

Und dennoch darf nicht übersehen werden, daß die Lebenseinheit, deren Spaltung sich schon in der Akademie der platonischen Spätzeit vorbereitete, nun ihren sichtbaren Ausdruck im Dualismus der aristotelischen Gottheit erhält. Das Leben der dem Gotte Zustrebenden bricht in das der Tätigkeit und das der Schau auseinander und während in der Akademie das Leben der Schau aus Not entwickelt wurde, weil die staatliche Aktivität ausgeschlossen war, wird es jetzt jeder andern Lebensform übergeordnet. In diesem Dualismus, dem die Existenz unterworfen war, liegt schon mehr, als nur die Möglichkeit, daß sich die Mittel metaphysischer Erkenntnis verselbständigen, und damit auch die wissenschaftliche Forschung ein isoliertes Dasein beginnen kann. Tatsächlich hat aber Aristoteles den großen und von unübersehbaren Konsequenzen begleiteten Schritt selbst getan. Am deutlichsten ist dies in der Einleitung zur Schrift über die Teile der Tiere geschehen, wo wissenschaftliche Forschung von der Metaphysik befreit wird, indem tatsächlich die empirische Forschung den Vorrang erstritt.

Daß sich nun Philosophie und Wissenschaft nebeneinander oder feindlich gegeneinander stellen, ist die letzte Phase der Entwicklung. Durch Demetrios von Phaleron ist die Philologie als selbständige Disziplin nach Alexandria übertragen worden, um dort neben den anderen Zweigen wissenschaftlicher Forschung ein von der Philosophie losgelöstes Dasein zu führen. Die Scheidung ist sogar lokal durchgeführt, wenn Athen der Hort der Philosophie, Alexandria derjenige der Wissenschaft wird. In dieser Tatsache liegt eine Symbolik für das ganze — in Vielem unserer Zeit verwandte — Zeitalter des Hellenismus. Die einzelnen Kräfte ballen sich nicht mehr zu einer großartigen zielstrebigem Einheit zusammen, sondern sind in ihrer Eigenexistenz losgelöst, weder dem Leben noch dem Glauben im Letzten dienend. Der Staat um des Staates willen, Herrscher, die ihre starken Machtbestrebungen um jeden Preis durchsetzen, Wissenschaft um ihrer selbst willen oder in praktischer Anwendung, Kriege, die technische Spezialitäten entwickeln, wie etwa die Städteeroberungen des Demetrios, kurz Entfesselung aller Kräfte, die keiner Ganzheit mehr zustreben. Solche Zeiten entwickeln als Gegengewicht Erscheinungen,

die das Individuum beglücken sollen, und so wird Philosophie anstatt die aristokratischste Form kontemplativer Lebenshaltung zu sein, zur stets billigen und bequemen Heilslehre degradiert.

Die großen Schulen, die ihre Herrschaft antreten, sind Stoa und Garten, die erstere von einem Halborientalen Zenon begründet, die andere von Epikur, einem Mann von niederer Herkunft. Während die Epikureer im ganzen der Lehre des Stifters treu blieben, haben die Stoiker manche Wandlung durchgemacht, doch ist die Beglückung des Individuums beiden Schulen gemeinsam. Epikur und seine Schule haben eine eindeutig ablehnende Haltung zu den Wissenschaften, deren Berechtigung höchstens in der Eliminierung von Aberglauben und Todesfurcht, d. h. zur Sicherung der Ruhe des Gemüts, anerkannt wird. Alle Forschung, die solchem Zweck nicht dient, ist geradezu schädlich. Die letzte Konsequenz aber ist lebensmäßig dadurch gezogen, daß die Würde des Weisen sich mit keiner staatsmännischen Tätigkeit mehr verträgt. Hier ist also die in der späteren Zeit der Akademie vorgezeichnete Spaltung sanktioniert, staatsverneinende und wissenschaftsfeindliche Lebenshaltung wird zum Dogma.

In der Stoa ist die Haltung nicht so eindeutig, ihr Begründer Zenon hat noch eine Politeia geschrieben, indessen ist die alte Stoa, wie namentlich Ariston von Chios zeigt, auch den Wissenschaften abgeneigt. Wenn die Wissenschaften geteilt werden in solche, die zur Veredelung des Menschen nichts beitragen, und andere, die sich menschlicher Erkenntnis überhaupt entziehen, dagegen Philosophie als Streben nach Tugend bestehen bleibt, genügt dies, um die Verabsolutierung beider zu zeigen und ihre feindliche Stellung deutlich zu erkennen.

Und dennoch wird noch einmal gleich einem Wunder in der ersten Renaissance griechischen Geistes eine neue Einheit des Lebens und damit der Bildung erzielt, allerdings in Verbindung mit dem des Römers. Ein kleines Eiland in der Aegaeis hatte allen Anstürmen hellenistischer Mächte getrotzt, und in diesem letzten griechischen Staat, in Rhodos, wohnte noch das alte Ethos. Es ist ungemein bezeichnend, wie aus jenem Gemeinwesen durch zwei Vertreter und Umschöpfer stoischer Lehre, Panaitios und Poseidonios, die Regeneration erfolgte. Hier interessiert nicht die große wissenschaftliche und universelle Bildung des Poseidonios, nicht die weitere Ausbildung der Schuldogmen, sondern lediglich, daß Philosophie noch einmal allgemein menschliches und vor allem staatliches Gut wer-

den konnte. Die Rezeption der Philosophie in Rom, wie sie durch Vermittlung des Panaitios geschah, ist entscheidend.

Dieser welthistorische Akt wurde durch Scipio Africanus den Jüngeren, den Eroberer von Numantia und Karthago, vollzogen. Polybios, den griechischen Historiker, und Scipio, den werdenden Staatsmann, verband liebende Freundschaft zwischen Lehrendem und Lernendem, die aller echten Paideia zugrunde liegt. So ist der römische Adlige durch das Wesen griechischer Philosophie zum Träger der Humanitas, des neuen Bildungsideals geworden. Bei Cicero sind Politik und Philosophie wieder vereint, lebensmäßig wie im Denken. Humanitas ist niemals gleichbedeutend mit Paideia, sowenig wie Römisches mit Griechischem überhaupt, aber der neue Typus der römischen Nobilität ist zum Bewahrer der Lebenseinheit geworden und zum Träger der Bildung, die zu ihr führt.

Es würde den Rahmen dieses Abends sprengen, wenn ich die Lebensatomisierung im 2. Jahrhundert der Kaiserzeit, in der die Skeptiker und besonders scharfsinnig Sextus Empiricus Wissen und Wissenschaft negierten, noch weiter verfolgen würde. Und so möchte ich zum Schluß nur die Frage aufwerfen, warum für uns Heutige diese Probleme noch von Bedeutung sind. Dabei meine ich eine durchaus akute Bedeutung. Wir sind seit geraumer Zeit in einer neuen, sehr schweren Krise der Geisteshaltung. Und gerade die Universitäten werden in starker Überschätzung ihrer Bedeutung als Exponenten angesehen, ja man glaubt von hier aus heilen zu können. So werden unentwegt Diskussionen über die Reform dieser Institution geführt, und der Ruf nach Einheit wird überall laut. Und diese glaubt man erzielen zu können, indem eine Fakultät überbaut, wie es so schön heißt, oder eine andere angegliedert wird; man schwelgt in Organisationsträumen und glaubt, technische Maßnahmen könnten erreichen, was einzig das veränderte Bildungsziel zu schaffen vermag. Eines lehrt die antike Bildungswelt, daß die Vorbedingung zur Einheit menschlicher Lebensform im Staate ruht, und staatliche Bildungsanstalten sind die deutschen Universitäten in einem der Antike gänzlich unbekanntem Ausmaß, so daß sich erübrigt, auf die Bedeutung des Staates für ihre Gestaltung zu verweisen. Es ist eine Utopie ohnegleichen, neuen Geist organisieren zu wollen, der lediglich aus einem neuen Glauben kommen kann. Hier und nur hier liegt das Problem; denn es gibt keine Erziehung ohne ein Ziel, auf das sie gerichtet ist. Auch ein neuer Humanismus, der sein müdes Haupt erhebt, führt keine neue Welt herauf, so-

wenig wie es Petrarca oder Erasmus getan haben. Erst wenn nach den tastenden Versuchen das NEUE REICH ersteht, wird auch die deutsche Bildung möglich sein. Dann gelten die Worte des Künders der deutschen Zukunft:

Erzieher

Die alte bahn führt nicht zum ziel. Versuchen wir!
Eins, zwei schlug fehl! Nun laßt uns noch ein Drittes sehn!
„Du darfst nur tun wenn du im tiefsten glaubst du weißt...
In deinem amte ist versuchen freveltat.“

Literatur.

- Friedemann, Heinrich, Platon. Seine Gestalt. 1931.
Stenzel, Julius, Platon. Der Erzieher. 1928.
Friedländer, Paul, Platon. 2 Bände. 1928, 1930.
Jäger, Werner, Aristoteles. Grundlinien einer Geschichte seiner Entwicklung. 1923.

9
Philologische Bibliothek - FU Berlin



2708499 188

In der Vortragsreihe

DIE UNIVERSITÄT

erscheinen folgende Einzelhefte:

1. *Graf Uxkull*, Das Bildungs- u. Wissenschaftsideal im Altertum.
2. *Simon*, Die Idee der mittelalterlichen Universität.
3. *Rückert*, Die Stellung der Reformation zur mittelalterlichen Universität.
4. *Wundt*, Der Sinn der Universität im deutschen Idealismus.
5. *Kroh*, Universität und allgemeine Volksbildung.
6. *Weinreich*, Die humanistische Bildungsidee in Schule und Hochschule.
7. *Knopp*, Der Einfluß der Naturwissenschaft auf das moderne Bildungsideal.
8. *Dietrich*, Medizin u. Universität in ihrer Zusammengehörigkeit
Otfried Müller, Arzt und Geisteswissenschaften.
9. *Schoenfeld*, Die juristische Fakultät.
10. *Lukas*, Die Bedeutung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums.
11. *Fezer*, Wesen und Bedeutung der theologischen Fakultät.
12. *Wahl*, Die Hochschulen des Auslandes.
13. *Gerber*, Die Rechtsgestalt der Universität im Zusammenhang des staatlichen Lebens.
14. *Haering*, Die philosophischen Grundlagen der heutigen Universitätsbildung.

Der Preis des einzelnen Heftes beträgt RM. 1,35, für die Hörer der Sammelvorlesung sowie Dozenten und Studenten der Universität gilt ein ermäßigter Preis von RM. 1.—, bei Subskription auf die ganze Reihe RM. —,90.

Verlag von W. Kohlhammer in Stutt

In der Vortragsreihe
DIE UNIVERSITÄT
 erscheinen folgende Einzelhefte:

1. *Graf Uxkull*, Das Bildungs- u. Wissenschaftsideal im Altertum.
2. *Simon*, Die Idee der mittelalterlichen Universität.
3. *Rückert*, Die Stellung der Reformation zur mittelalterlichen Universität.
4. *Wundt*, Der Sinn der Universität im deutschen Idealismus.
5. *Kroh*, Universität und allgemeine Volksbildung.
6. *Weinreich*, Die humanistische Bildungsidee in Schule und Hochschule.
7. *Knopp*, Der Einfluß der Naturwissenschaft auf das moderne Bildungsideal.
8. *Dietrich*, Medizin u. Universität in ihrer Zusammengehörigkeit
Otfried Müller, Arzt und Geisteswissenschaften.
9. *Schoenfeld*, Die juristische Fakultät.
10. *Lukas*, Die Bedeutung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums.
11. *Fezer*, Wesen und Bedeutung der theologischen Fakultät.
12. *Wahl*, Die Hochschulen des Auslandes.
13. *Gerber*, Die Rechtsgestalt der Universität im Zusammenhang des staatlichen Lebens.
14. *Haering*, Die philosophischen Grundlagen der heutigen Universitätsbildung.

Der Preis des einzelnen Heftes beträgt RM. 1,35, für die Hörer der Sammelvorlesung sowie Dozenten und Studenten der Universität gilt ein ermäßigter Preis von RM. 1.—, bei Subskription auf die ganze Reihe RM. —,90.

Verlag v

Freie Universität



Berlin

